

Germanisches Volkskönigtum¹⁾.

Von

Hans Naumann.

Auch im Germanischen sind, wie bei manchen anderen Völkern, von Anfang an nicht zu trennen das Problem des Königtums und das Problem des Glaubens an die persönlich aufgefaßte Gottheit. Daraus ergibt sich eine politische und eine magische Seite unseres Themas. Auch im Germanischen stehen beide Institutionen von Beginn an vollendet da, von Grund aus gegeben und in einer bestimmten Art von Zusammengehörigkeit. Nur die politischen Dimensionen vergrößern sich langsam oder — meist seit der Völkerwanderung — ruckweise vom Sippenvater über das Gaukönigtum zum Großkönigtum. Auch für das Germanische ist das Königtum ein höchst ehrwürdiges Kapitel, freilich viel nüchterner als im Orient. Und in dieser Nüchternheit unterscheidet es sich gewaltig vom sumerischen, mesopotamischen, babylonischen, ägyptischen Königtum.

Ein paar altgermanische Sprüche über den König seien rasch angeführt: Einen König hält man sich um des Ruhmes willen; Königswort ist kostbar; Königs Ohren reichen weit; eines Königs gutes Glück vermag vieles; Königsruhm ist, über seine Feinde obzusiegen; eines Königs Kind sei klug und still und immer kühn im Kampf. 'In Wahrheit muß man von ihm sagen', heißt es vom Jarl Hakon, aber ähnlich heißt es auch von manchem andern Fürst, 'daß er vieles für einen richtigen Herrscher in sich vereinigte. Er stammte aus guter Familie, er besaß Klugheit und Führerbegabung, dazu kam seine Beherrztheit im Kampfe und sein Glück zur Gewinnung des Siegs.' Beredsamkeit ist eine Tugend, die immerfort den germanischen Königen abverlangt und nachgerühmt wird.

Wie es scheint, konnte dies hohe Amt seinen Ursprung bei uns aus zwei Kreisen nehmen; aus jenen beiden Kreisen, die das Leben des altgermanischen Menschen überhaupt regelten und bestimmten: aus der Sippe und aus der Gefolgschaft. In dem berühmten Satz des Tacitus: *reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt* scheinen sich diese beiden Kreise als die Wurzeln des Herrscheramts sehr deutlich herauszuheben. Mit *reges* oder auch mit *principes* bezeichnet der Römer bei den Germanen die 'Oberen' oder 'Großen' — 'Häuptlinge' klingt mir etwas zu indianerhaft —, die, wie der Sippenvater in der Sippe, so im Gau oder Stamm die oberste Würde und Gewalt innehaben. Für den einfachen Gau scheinen die Römer das Wort *princeps* zu belieben, bei Vereinigung mehrerer

¹⁾ Vortrag vom Nov. 1936 vor den Offizieren der Bonner Garnison. Ausführlichere Behandlung der einzelnen Teile erfolgt andernorts, zunächst der magischen Seite des Königtums in der Festschrift für A. Dopsch; dort auch die Quellen- und Literaturangaben.

Gaue, bei Stammes- oder gar Volkskönigtum sagen sie *reges*. *Duces* sind die Führer von Gefolgschaften zunächst, als Führernaturen bekannte Leute, die in besonderen Notzeiten, in Kriegen oder nach Niederlagen, beim Wiederaufbau umfassende Gewalt erlangen. 'Herzöge' ist keine gute Übersetzung dafür; Führer wäre besser. Herzog ist ja erst wie Graf und Arzt ein merowingisches Hofwort, etwa *magister militum* bedeutend, Feldzeugmeister, nicht den, der an der Spitze des Heeres einherzieht, sondern den Erzieher, Zuchtmeister des Heeres. Die alten *duces* aber stehen in vorderster Stellung, sind wirklich die ersten Krieger und Führer des Heers.

Nobilitas bezieht sich auf die gute edle einwandfreie Abkunft aus einer freien Sippe waffenfähiger Männer. Stände im modernen Rechtssinn gab es ja nicht, und dem widerspricht auch nicht der Begriff der *nobilitas*. Unter den Freien, ob sie nun Adlige oder Gemeinfreie sind, ist der Beruf gleich: jeder ist Bauer. Es gibt keine Kriegerkaste: jeder ist Krieger. Daß es auch keinen Priesterstand gab, davon werden wir sprechen. Es gibt keine Beamtenschicht, es gibt nur einzelne Ehrenbeamte aus diesen Bauernkriegern, wie etwa den Gesetzesprecher, aber auch der Hauptberuf dieser Leute bleibt immer das Bauernkriegertum. Es besteht also eine beneidenswerte Interessengleichheit aller Staatsbürger. Ein Bürgertum gibt es noch nicht, auch nicht ein Proletariat. Man wolle denn die Unfreien, die Knechte so bezeichnen, die sich aber in keiner gedrückten Lage befanden. — Wer ist nun der *nobilis*? Es scheint vornehmlich immer der Herr einer großen edlen Sippe der *nobilis* gewesen zu sein. Wir sagen dann der Sippenälteste, aber an Jahren der älteste braucht dieser Sippenherr nicht zu sein. Es ist wie in England noch heut mit den Lords. Der *nobilis* ist das Oberhaupt eines freien Geschlechts. Die andern Mitglieder der Sippe sind nicht eigentlich *nobiles*, aber sie können es werden. Es ist ein Aufstieg jedes Freien zu den *nobiles* durchaus möglich. Die *nobiles* ragen also auf aus dem Stande der Freien, gehören ihm aber doch an. Dem Blute nach sind alle Freigeborenen Edeling, heißen auch oft so. Es gibt gar keinen besonderen Geburtsstand edelfreier Familien. Zugleich sind die *nobiles* Grundherren, denn der Edeling im Sinn des Sippenältesten lebt als Grundherr. Die *nobiles* sind die Herren der Erbhöfe, können wir sagen. Nur diese *nobiles* haben also das erhöhte Ansehn, den größeren Besitz, das Verfügungsrecht über den Reichtum der Sippe, kurzum die *dignitas*, *principes* oder *reges* zu werden. Oder umgekehrt: wer in Betracht kommt, *rex* oder *princeps* zu werden, gehört eben schon unter die *nobiles*. Alles indische Kastenwesen halte man fern. Die *nobilitas* ist die *dignitas*, die der Freie hat oder sich noch erwirbt. Und aus ihr ergibt sich möglicherweise sein Königtum. Verbundener mit der besten völkischen Kernsubstanz kann ein Königtum kaum sein als bei diesem Weg aus der guten freien Sippe heraus. *Kuning*, der Angehörige einer guten Sippe, und *thiudans*, der Mann aus bester völkischer Kernsubstanz, bezeichnen also vortrefflich den germanischen König; *thiodkuning* vereinigt in großartiger Weise beides.

Die *virtus*, kraft deren man die *duces* auswählt, bezieht sich auf die hervorragendsten Führereigenschaften. Und wenn es von den Königen bei Tacitus hieß, sie hätten keine unumschränkte oder auch nur freie Gewalt, so heißt es

von diesen *duces*: 'Auch sie befehligen mehr durch ihr Beispiel als durch Macht und Befehl, nämlich indem sie stets zur Stelle sind, indem sie hervorragen, indem sie in vorderster Linie kämpfen, kurz durch die Bewunderung, die sie erregen.' Natürlich muß man Übung im Führen haben, also etwa längst schon eine Gefolgschaft geführt haben, ehe man die Staatsgeschäfte übernehmen kann. Es wird einem *nobilis* oder *princeps* natürlich leichter sein, eine Gefolgschaft zu bilden und zu unterhalten, also eine kleine Privatarmee, als einem Nicht*nobilis*. Oder auch hier wieder umgekehrt: Wer befähigt ist, eine Gefolgschaft zu unterhalten, rückt eben unter die *nobilitas*.

Und nun geht die Auslese zum *dux* dann wohl so vor sich, wie es Caesar beschreibt: 'Wenn einer von den Großen im Thing erklärt, er wolle Führer sein, wer ihm folgen wolle, solle sich melden, dann erheben sich diejenigen, die die Sache und den Mann gut heißen (*causam et hominem*), versprechen ihren Beistand und die Menge zollt ihnen Beifall.' Also die Sache und der Mann, die Person und seine Idee, machen den Führer aus. Seine Erstgeburt etwa, die besondere Dignität seiner Abkunft, spielt dann nicht die entscheidende Rolle, alles beruht auf der Persönlichkeit, die überzeugt und mitreißt. Man unterscheidet sehr genau in den Quellen zwischen der Vornehmheit der Abkunft, die ein Führer haben kann, und der Vornehmheit der eigenen Person, die er haben muß, und die besonders auf der Achtung und Autorität beruht, die er genießt. Solche Person ist dann in den Notzeiten, die zu überwinden sind, mehr als Weltanschauung, schafft Gemeinschaft ohne Legitimationen ererbter Art; hier wird Pflicht und Verantwortung vorgelebt. Er wird nicht eigentlich durch die Wahl, dieser Führer, und doch erwählt man sich ihn, er ist da zur Wahl aus tiefer naturhafter Entsprechung heraus, irrational fast, aus Liebe und Vertrauen unerklärlich heraus. Solchem Führertum gelten dann die weithin rühmlich bekannten und schönen Sätze, die Tacitus über das germanische Gefolgschaftswesen findet, wärmer und ausführlicher hier in seinem Stil als sonst. Und ein solcher Gefolgschaftsführer, wie er ihn beschreibt, wird natürlich leicht in der Notzeit zum *dux* der ganzen Gemeinschaft, die seiner Sache, die nun die ihrige ist, und seiner Person vertraut. 'Wer dann nicht Wort hält, gilt freilich als Fahnenflüchtling und Verräter und verliert das Vertrauen in jeglicher Hinsicht' (Caesar).

Zahllose kleinere und größere Gaukönige über die vielen Stämme und Völker hingebreitet: — das ist das früheste Bild der germanischen Verfassung. Großkönigtum aber entwickelt sich unter Ausnahmeständen, im Sturm der Geschichte, und zwar aus beiden Wurzeln, den *principes* wie den *duces*. Ariovist und Armin erscheinen wie *duces* zunächst, solche großen Stils, erstanden in Ausnahmezeiten. Desgleichen auch jener sächsische Widukind: auch dieser ist kein König von Haus aus, sondern ein Gefolgschaftsführer, der eine Notzeit überstehen will. Seinen Königstitel hatte Ariovist bekanntlich von Rom, sehr zum Ärger Caesars, vom römischen Senat, an sich war er ein *dux* zur Erwerbung Neulands für die Seinen. Marbod unter den Markomannen scheint mir ein Großkönig mehr aus dem Sippentume heraus gewesen zu sein. Bei den Ostgermanen sind solche Großkönige, beiderlei Herkunft, früher bezeugt als bei

den Westgermanen, weil sie der Sturm der Geschichte etwas früher berührte. Aber Ariovist und Marbod lieferten Vorspiele, auch Armin und Italicus. Dauerndes Großkönigtum hat sich sehr oft gerade aus den *duces* herausgebildet. Der auf dem Thing erwählte, dann siegreich die Notzeit überstehende und aus ihr mit größerer Gefolgschaft heimkehrende *dux* wird König — eben auf dem Hintergrund seiner großen Gefolgschaft. Um 400 bei den Südgermanen, um 900 bei den Nordgermanen beginnt die Zeit des allgemeinen Aufschwungs der Königsmacht zum Großkönigtum, es beginnt das glanzvolle Kapitel der Ermanarich, Gaisarich, Alarich, Odoakar, Theoderich, Alboin, Chlodwig, später Gorm in Dänemark, Erich in Schweden, Harald in Norwegen, Knut über England, Dänemark, Schottland, Norwegen zeitweilig zugleich. Es war schon ein *empire*, was Knut regierte, und auch Theoderich ist weiß Gott schon ein Kaiser ohne den Titel gewesen. Sie alle führte ihr Weg zum Königtum über ihr ganzes Volk oder über mehrere Völker, die meisten von ihnen sind zugleich große Gefolgschaftsführer gewesen.

Einmal ist eine Gefolgschaft eher dagewesen als ihr geborener Führer, in Norwegen: die Birkebeiner, wie ihr Spottname hieß, weil sie, zerlumpt wie sie waren, sich die Knochen mit Birkenrinde umkleiden mußten, fast eine zuchtlose schwierige Räuberbande von 400 Mann. Aber sie finden ihren jungen ehrgeizigen Führer, Sverrir, dessen Großvater einst Norwegen besaß; er kommt aus dem Ausland, weil er sich des Großvaters Reich erobern will. Er landet bei Drontheim, sie schließen sich ihm an, er gab sehr genau acht auf ihr Benehmen während der ersten Erfolge. 'Die Mannschaft kam ihm sehr ungleich vor; einige waren tüchtige Burschen und kluge Gesellen, andre dagegen waren schwer zu behandeln und neigten zu Raub und allerlei Unfug.' Da musterte er sie hinter Drontheim, behielt nur 80 von den 400, schickte die 320 fort, weil er ihnen nicht traute, und so wird der Spottname Birkebeiner ein Ehrenname. Sverrir bekommt neuen Zuzug anständiger Kerle. Schließlich sind es 5000 Mann. Auch ist er selbstverständlich ein guter Redner. Man kann hier nicht Führer oder König sein, ohne gut reden zu können. Ein halbes Dutzend seiner Reden ist uns noch erhalten, darunter eine gegen die Trunkenheit. Mit diesen Reden und mit seiner Gefolgschaft erobert er sich wirklich das Reich, wird König von Norwegen, übrigens ohne viel Blutvergießen, zielklar-würdig, staatsmännisch-beredt, mit einem sicheren Glauben an sich selbst, aber seine Leute fühlten, daß er sich um sie kümmerte, daß er verstand ihnen vorzuleben, was manchmal noch schwerer ist als vorzusterben, weil das Leben lang ist, aber der Tod kurz.

Dieser also kam aus dem Gefolgschaftswesen, den großen Theoderich haben als Dietrich von Bern Sage und Dichtung zurückgenommen aus dem Großkönigtum in das Gefolgschaftswesen. Dietrich und seine Gesellen, jedermann kennt sie gut. Verbannt von der Heimat, man kennt dies Urbild königlichen Führertums, schwer bewegbar zum Kampf, aber unbändig und elementar in seinen Zornesausbrüchen, wenn er mal losschlägt, mit großer Innerlichkeit, hilfreich, freigebig, gütig, treu von Natur, tieftraurig über Untreue und Verrat, immer der toten Getreuen gedenk in Glück wie in Unglück, Tod bedeutet ihm nichts neben der Leistung der Persönlichkeit, Ehrgefühl ist mehr als alles

Materielle, unwittert ist er vom Schicksal, tapfer, trotzig, gezügelt: eben solche Person schafft Gemeinschaft um sich her, gegen Unsicherheit und Bedrohung von innen und außen. An Gott zu glauben, ist gewiß sehr schön, aber in diesem Sinn — könnte man fast sagen — an einen Menschen zu glauben, ist fast noch schöner.

Trotzdem war im Prinzip das Herrscheramt so wenig erblich wie im Mittelalter das deutsche König- und Kaisertum. Jeder mußte gewählt und ernannt werden, auch der eigene Sohn, wenn er nachfolgen wollte; jeder war absetzbar. Stets hing alles von der Persönlichkeit ab, die sich durch Rede und Macht immer wieder von neuem durchsetzen mußte. Des Königs Klugheit und Redegewandtheit, die immer wieder betont werden, müssen sich in der Volksversammlung auswirken, sonst verliert er die gerade gespielte Partie, müssen sich vor der Schlachteröffnung auswirken, wenn er Erfolg haben will. Es sind unzählige Reden erhalten, die die germanischen Könige unmittelbar vor der Schlacht gesprochen haben. Aber die altgermanische Verfassung war trotz allen Königtums nicht absolutistisch.

Eigentliches Staats-, Verwaltungs-, Vollzugsorgan war, wie man weiß, die Volksversammlung, das Thing aller Freien, die wehrfähig sind. 'Über minder wichtige Angelegenheiten ratschlagen die Obern, über wichtigere die Gesamtheit', heißt es bei Tacitus. 'Dabei hat der *princeps* jeweils kraft seines Alters, Adels, Kriegsruhms, seiner Redefähigkeit die Aufmerksamkeit der Zuhörer, mehr also durch das Gewicht seines Rates als infolge seiner Machtbefugnis. Wenn seine Meinung gefällt, schlagen die Leute mit den Waffen zusammen.' Er ist also Repräsentant der Gewalt und Einheit des Volkes, führt den Vorsitz, aber die Beschlüsse stehen beim Thing, dem der König unterworfen ist, wenn er es nicht durch seine Persönlichkeit auf seine Seite zu ziehen vermag. Die Kritik muß er aushalten können, darf sie aber erwidern.

Snorri hat die in diesem Sinn klassische Szene vom Upsalathing unter dem schwedischen Olaf getreu überliefert: Von seiner Leibgefolgschaft umgeben der König auf dem Hochsitz, auf der andern Seite in ihren Stühlen der Jarl Rögnvald und der Gesetzessprecher Thorgnyr, jeder mit seiner Gefolgschar. Hinter den Stühlen, auf dem ganzen Thingplatz im Kreise dicht gedrängt standen die freien Bauern.

Nachdem des Königs Botschaften erledigt waren, erhob sich der norwegische Gesandte Björn und bot im Namen seines Königs den Frieden samt gerechten Grenzregulierungen zwischen Schweden und Norwegen an. Er sprach so laut, daß ihn alle verstanden. Aber der König sprang auf und rief, dieser Mann solle schweigen. — Nun erhob sich der Jarl Rögnvald und redete seinerseits von der Friedensbotschaft des Norwegerkönigs. Er sagte, die Leute aus den Grenzbezirken wünschten diesen Frieden, grade sie würden ja bei einem Kriege zuerst alles verlieren usw.

Als der Jarl fertig war, erhob sich der König. Er antwortete in ungnädiger Weise hinsichtlich des Friedens und erhob gegen den Jarl große und schwere Vorwürfe wie offenbaren Landesverrat, falschen Ehrgeiz, Ränke usw. — Da stand der Gesetzessprecher Thorgnyr auf, zugleich sprangen alle Bauern empor,

die vorher gegessen hatten, und drängten heran. Thorgnyr führte in längerer Rede aus, daß der jetzige König anders sei als seine Vorfahren. König Erich habe sich Finnland und Karelien, Estland, Kurland und andere östliche Länder unterworfen. Er sei auch nicht so hochmütig gewesen, diejenigen Leute nicht anzuhören, die wichtige Dinge zu sagen hätten. 'Der jetzige König aber läßt niemanden freimütig zu sich reden. Die östlichen Schutzländer gibt er preis und wünscht statt dessen die Eroberung Norwegens. Unsere Bauern aber wünschen diesen Krieg nicht. Nach Osten würde dir jeder folgen. Willst du aber das nicht, was wir dir vorschlagen, so werden wir einen Aufstand machen gegen dich und dich erschlagen, wie unsre Vorfäter es einmal in alter Zeit gemacht haben, als sie fünf Könige in einem Graben versenkten, die vorher voller Hochmuts gegen uns gewesen waren, wie du es jetzt gegen uns bist. Sage nun schleunigst, was für eine Wahl du jetzt treffen wirst.'

Sofort erhob die Menge der Bauern ein gewaltiges Waffengeklirr und lauten Beifallslärm. Dann erhob sich der König zur Erwiderung. Er sagte, es solle alles nach dem Willen der Bauern geschehen. So hätten in der Vorzeit alle schwedischen Könige gehandelt, sagte er, daß sie die Bauern hätten gewähren lassen in allen Dingen, die sie sich vorgenommen hätten. — Darauf kam das Murren der Bauern zur Ruhe. Nun besprachen sich die Oberen mit dem König und legten den Wortlaut des Friedensvertrages fest. Auch gab der König seine Tochter dem norwegischen König zur Frau.

Wir erkennen die uralte Szenerie: Ein Adelsführer, der Gesetzessprecher, der König, das sind die Großen, die *principes*. Jeder hat seine Gefolgschar. Die große Schar der freien Bauern in Umkreis und Hintergrund bildet das, was Tacitus die *civitas* nennt. Man sieht, was vom König verlangt wird: Kriegszüge, aber nur dorthin, wo sie nach der Meinung der *civitas* am Platze sind. Ferner ein williges geneigtes Ohr, Zugänglichkeit. Hochmütige Könige werden abgelehnt. Der ständige Vergleich mit den früheren Königen spielt eine Rolle. Drohungen unverhüllter Art sind möglich. Das zustimmende Waffengeklirr. Die unwichtigeren Einzelheiten am Schluß beraten die Obern allein, das Wichtigste lag bei der Gesamtheit. Fast 1000 Jahre ist's her, aber noch ist alles so, wie es Tacitus schildert in seiner bewundernswerten Glaubwürdigkeit. — Also 'unser König absolut, wenn er unsern Willen tut'? Vielmehr verliert er seine gewohnte Macht doch nur dann, wenn er die Leute nicht durch Klugheit seiner Gründe und kraft seiner Rede auf seine Seite zu ziehen vermag. Von seiner Sache und seiner Persönlichkeit hängt alles ab. Worauf es in erster Linie ankommt, worin seine Königsmacht besteht, das ist seine persönliche menschliche Würde. Weil ihn der Begriff der Majestät nicht umgibt, ist ein Ereignis, wie das eben besprochne, also eine Niederlage, seinem Königtume nicht peinlich, geschweige denn tödlich. Morgen wird er vielleicht in einer anderen Angelegenheit mehr Glück besitzen. Er muß sich durchsetzen, er muß das Charisma seiner starken Persönlichkeit spielen lassen, sein volles Menschen- und Führertum. Darin besteht sein Königsglück. Es gehört auch das instinktive Gefühl für die wahren Wünsche und Bedürfnisse seiner Leute hinzu, welches aus hochmütiger Isolierung sich gewiß nicht ergibt.

Vom 'Königsglück' ist außerordentlich viel die Rede. 'Und doch weiß ich sicher, wir kommen mit dieser Sache nicht zu Rande, hilft uns nicht dabei dein Königsglück.' Solche Sätze begegnen im altnordgermanischen Schrifttum oft. 'Da sie eine tüchtige Mannschaft hatten und das gute Königsglück bei ihnen war, kamen sie alle heil davon.' 'Sehr not tut es uns, o König, daß du uns dein gutes Glück auf die Fahrt mitgibst.' 'Ich füge gern mein Königsglück zu deinem und zu unser aller Heil.' — Das erinnert an Caesar, greift aber über die Einzelperson hinaus und hängt mit der religiös-magischen Seite des germanischen Volkskönigtums überhaupt zusammen.

Einen eigentlichen Priesterstand gab es in Germanien bekanntlich nicht. Opfer und Orakeldienst lagen nicht in den Händen von Klerikern irgendwelcher Art. Sondern der Haus- oder Sippenvater vollzog für seine Leute den Verkehr mit der persönlich gedachten Gottheit; und genau so der Gauherr für den Gau, der König für den Stamm oder das Volk. In größeren Verhältnissen oder wenn er anderweitig beschäftigt war, konnte der *princeps* hier wie auf anderen Gebieten natürlich Funktionäre anstellen, Gehilfen, Stellvertreter, Vögte, Beamte — und diese sind es, die, soweit sie den Gottesdienst betreffen, dann gelegentlich in den lateinischen Quellen *sacerdotes* heißen. Natürlich mag an Rhein und Donau gelegentlich auch schon fremde Einwirkung in diesem Bereiche erfolgt sein. Es gab aber keine Tempelpriesterschaften im eigentlichen Germanien, es gab keinen Theologenstand, keinen Klerus neben dem König. Kein Brahmanenstand steht hier ständisch höher als der König wie im alten Indien, wo der König nur dem zweiten Stande angehört. 'Dies ist euer König, unser König aber ist der Gott Soma', sagten die indischen Brahmanen bei der Königskrönung zum Volke und nahmen dabei sich selbst von der Herrschaft des Königs aus. Sie ordnen sich den König gradezu unter durch eine Reihe weiterer Zeremonien und ernennen ihn dann auch wohl zum Ehrenbrahmanen. Das alles ist dem Germanischen so fremd wie nur möglich. Vom Königtum war Germanien erreicht, vom Priestertum nicht. Unser Wortschatz zeigt noch heute kein einheimisches Wort für Priester, aber die Wörter aus der Königsreihe sind fast alle germanisch oder deutsch.

Wenn nach Ammianus Marcellinus bei den Burgunden ein *sacerdos* begegnet, der *sinista* heißt, unabsetzbar ist bei Mißernte und Kriegsunglück im Gegensatz zum König, welcher den Titel *hendinos* gleich gotisch *kindins* führt, wenn dieser *sinista* lebenslänglich ist in seiner Funktion und bei weitem der mächtigste Mann im Volk (Ibn Dustah bezeugt einmal Ähnliches von den Schweden), so ist die einfachste Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung wohl die, daß es sich mit diesem *sinista* eigentlich um den Ältesten der königlichen Hauskarle handelt, was das Wort ja auch im Germanischen bedeutet, um den Sene-schalk mit dem geläufigeren Ausdruck, den *familiarissimus*, der der Stellvertreter und Amtswalter seines Herrn hier auch in den religiösen Obliegenheiten geworden war. Wer sich hier überdies an das erste Kapitel von Einhards 'Leben Karls' sowie an die Metzger Jahrbücher zum Jahre 692 erinnert, wird erst recht an eine Art Hausmeiertum wie bei den merowingischen Franken denken, wo ja der Hausmeier seinem Herrn auch nur den königlichen

Namen, die repräsentativen und die magischen Pflichten überließ, während er selbst als ruhender Pol die eigentliche Macht und Fülle der Staatsgewalt in den Händen hielt. Langes Haupthaar, ungeschorener Bart und heilige Umfahrt mit dem urtümlichen Ochsengespann stünden dann als Reste beim merowingischen König dort, wo bei dem burgundischen die magische Verantwortung für Glück und Ernte steht. Daß unter diesen Umständen unser Schriftsteller sachlich richtiger den *hendinos* mit *sacerdos* bezeichnet hätte und nicht den *sinista*, liegt auf der Hand; freilich konnte er nicht gut dem burgundischen *sinista*, dem Seneschalk, dem Hausmeier, den Titel *rex* beilegen, das besorgte im Merowingischen erst der Hausmeier, Pippin, durch einen Staatsstreich selbst.

Die altdeutschen und gotischen Übersetzer sind in großer Verlegenheit gewesen, als sie *sacerdos* oder *presbyter* übersetzen sollten. Teils nahmen sie das Wort *ewarto*, das aber eigentlich den Gesetzessprecher meint, teils nahmen sie, wie Ulfilas, das Wort *gudja*, aber das bezeichnet den 'Goden', den Gau-Oberen in seiner Eigenschaft als Vermittler zu Gott. Denn *gudja* heißt 'der zu Gott Gehörige', aber das ist nicht der Priester, sondern der Sippenvater, der Gauherr, der König.

Der kleine Tempel beim Gehöft steht im Besitz des Sippenvaters, der größere im Gau im Besitz des Gau-Oberen, das Stammesheiligtum in dem des Königs. *Sacra publica* sind so zugleich *sacra privata*. Noch im Mittelalter wollte jeder deutsche Kaiser seinen Dom haben, und wir reden von den Kaiserdomen, die neben den Kaiserpfalzen standen, von Aachen bis Magdeburg und von Worms bis Bamberg oder Goslar. Daß diese Dome christlich sind, ist in unserm Zusammenhang fast unerheblich demgegenüber, daß sie Kaiserdome sind. Jeder adlige Patronatsherr hatte bei uns noch seine christliche Eigenkirche, und bekanntlich währte dieser eigentümlich deutsche Zug fort bis in unsre Tage hinein.

Der König ist der oberste Mittler zu Gott. Trotzdem handelt es sich nicht etwa um ein Priesterkönigtum orientalischer Art. Dieser germanische *gudja* (Sippenvater, Gau-Oberer oder König) ist in der Tat nur so etwas wie ein Amtmann Gottes. Der germanische König ist kein Pharao, Sultan, Schah, Kalif oder Großmogul. Beide Welten, Staat und Gottesreich, sind bestimmt auch hier nicht getrennt in der Funktion, doch besteht keine *unio mystica* des Königs mit dem Gott. Der germanische König ist bestimmt kein Gottkönig, kein Gott auf Erden. Und so eben besitzt er auch politisch gar keinen Absolutismus. Von Königsvergottung kann hier nicht die Rede sein. Nicht ihm selbst gelten Tempel und Priester. Nicht ihn umspielt der Begriff der göttlichen *majestas* im späteren kaiserlich-römischen Sinn, eben darum brauchte jene Thingszene dem alt-schwedischen Olaf nicht besonders peinlich zu sein. Sein Göttliches liegt in des Königs Persönlichkeit, sie ist das höchste Glück auch dieser Erdenkinder gewesen. Immerhin ist doch der Gott an erster Stelle Gott des Königs, und das Verhältnis des Gottes zum König ist auch hier enger als zu anderen Leuten. Der König ist das Bindeglied, und es mag jeweilig verschieden sein, ob er mehr auf seiten des Gottes oder der Gemeinde steht. Aber niemals ist er wie Asche diesem Gott gegenüber, falls dieser etwa wie Feuer wäre.

Die Gemeinde hat den Gott des Königs so, wie eine Sippe den des Sippenvaters hat; das ist selbstverständlich. Noch beim Übertritt ins Christentum richten sich die Leute gewöhnlich nach diesem Prinzip. — Apotheosen germanischer Könige nach ihrem Tode gibt es nicht; erst Heiligspredigungen christlicher germanischer Könige und deutscher Kaiser. Kein germanischer König bezeichnet sich je als direkten Sohn der Gottheit, wie etwa Alexander tat. Trotzdem haben die germanischen Königsgeschlechter gelegentlich Stammbäume, die über die Vorfahren bis zu den Göttern reichen, so die altschwedischen, so die angelsächsischen, so die Wölsungenkönige in der Sage. Und ihr besonderes Verhältnis zur Gottheit überhaupt bewahrt sich auch in christlicher Zeit. Als König Odoakar zu Ravenna von König Theoderich meuchlings durchbohrt wird, ist sein letztes Wort der fast unheimliche Ausruf: Wo ist Gott? Odoakar ist Arianer, sein Gott ist längst der christliche Gott; aber wo bleibt er, wenn der germanische König, sein Mittler, ermordet wird, warum schweigt er? Enttäuschung, wenn nicht Entrüstung, scheint in dem grenzenlos ernüchterten, unheimlich-naiven Ruf zu schwingen, kaum der verlässne Jammer des Eli Eli lama asabthani.

Es gibt eben auch so etwas wie eine magische Seite des germanischen Königtums neben seinen übrigen Seiten, die den König zum Schutz des Landes, zur Wahrung der alten Gesetze, zur Festsetzung neuer, zur Gerichtssitzung und Urteilsfindung, zur Leitung der Volksversammlung, zur Strategie, zum Heerwesen und zur Kriegführung verpflichten. Daß er auch ein Bauer ist, der erste seines Staates, selbst auf Wiesen und Äcker geht, nach Vieh und Werkstätten sieht, also die Verbundenheit mit dem Boden besitzt; daß er auch Dichter ist, Dichter mit Vorliebe an seinem Hofe hält, selber dichtet und für die geistige Unterhaltung abends in seiner Halle, für den 'Heimabend' seiner Gefolgsleute sorgt, also die Verbundenheit mit dem überlieferten Geiste besitzt; daß er den Goldschmied liebt und pflegt, daß er auch selbst ein Holzschnitzer ist und sich die Gallionfigur an seinem Schiff selber zu schnitzen versteht, also die Verbundenheit mit der überlieferten Kunst besitzt: — von dem allem wollen wir hier gar nicht sprechen. Nur eben noch von seiner magischen Seite, die er besitzt, obwohl er weit davon entfernt ist, ein Gott zu sein; aber die Verbundenheit mit dem Göttlichen fügt er den andern Verbundenheiten hinzu.

Wir werden in den betreffenden Zeugnissen erkennen: Das Glück der Ernte ist eine besondere Forderung, die man an den König stellt. Die Ernte des Landes hängt von ihm ab, er ist ihr Garant. Es kann Heilkraft von ihm ausgehen, und so kommen sogar heilbringende Reliquien aus Königsgebeinen vor. Widriger Wind erscheint wie schlechte Ernte als Grund zur Opferung des Königs. Es gibt Königsoffer. Auch hier wird das Land ins Unglück gestürzt, wenn der König irgendwie, offen oder heimlich, das Recht verletzt hat: nur eben so, wie der Niedergang einer Sippe Schuld des Sippenvaters wäre. Es sind zum Teil noch sagenhafte mythische Könige des Nordens, die in diesen Zeugnissen erscheinen, und die sagengeschichtlich etwa dort stehn, wo die altrömischen Könige stehn. Aber es sind auch historische. In beiden Fällen haben die Zeugnisse für unsern Sinn ihren Zeugniswert.

Zu des mythischen Schwedenkönigs Domaldi Zeiten nutzten einmal Jahre hindurch alle herbstlichen Opfer nichts mehr. Mißernte und Hungersnot blieb im Lande. 'Da waren sich die Leute einig, daß daran ihr König Domaldi die Schuld trage. Sie meinten alle, man müsse ihn opfern, um ein gutes Jahr zu erlangen, man solle ihn ergreifen und töten und den Opferaltar mit seinem Blute besprengen. Und dies taten sie auch. Als dann sein Sohn Domar herrschte, sind lauter fruchtbare Jahre gewesen.' Wegen Mißernte wurden zwei burgundische historische Könige abgesetzt. 'Solange Jarl Hakon über Norwegen herrschte, gab es im Lande gute Erntejahre.' — 'Während der Herrschaft der Gunnhildsöhne über Norwegen gab es dort große Hungerjahre, und diese wurden immer schlimmer, je länger sie regierten, aber die Bauern schoben das auf die Könige, besonders weil sie so geldgierig waren.'

Bei König Olaf strömten soviel Menschen in Schweden zusammen, daß das Land sie nicht ernähren konnte. Man schob die Hungersnot auf den König, 'denn die Schweden pflegten gute und schlechte Jahre ihren Königen zur Last zu legen'. Dieser König gab sich wenig mit den Opfern ab; daher, glaubten die Leute, rühre das schlechte Jahr. Sie sammelten ein Heer, rückten gegen den König, umringten sein Haus, verbrannten ihn darin und weihten ihn dem Odin, 'indem sie ihn dem Gotte für ein gutes Jahr opferten'. — Der König muß das Opfer in frommer Weise selbst bringen, sonst nutzt es nicht. Hilft es dennoch nicht, so ist die Person des Königs selber Schuld. Seine magische Seite funktioniert dann nicht richtig. Seine eigene Hinopferung wird dann die Gottheit versöhnen.

In dieser Angst um die Ernte liegt auch der Grund, warum die norwegischen Bauern in Fehde mit ihren christlich gewordenen Königen geraten, trotz aller Glaubensfreiheit der alten germanischen Tradition. Aber wenn der König selber Christ geworden war, so wollte er natürlich jene alten heidnischen Erntepfer nicht mehr vollziehen. Und das ist der Punkt, wo die ängstlichen Bauern feindlich werden gegen die norwegischen Großkönige Hakon und Olaf, die dann ihrerseits die Feindschaft erwidern und zu missionieren beginnen. Denn nun erst haben nach der Meinung der Bauern, die am Althergebrachten hängen, die Könige die alte Sitte verletzt und damit die Ernte gefährdet.

Als dem Schwedenkönig ein Sohn am Jakobstage geboren wurde, gab der christliche Bischof dem Knaben den Namen Jakob. 'Dieser Name mißfiel den Schweden sehr, niemals habe noch ein Schwedenkönig Jakob geheißen.' Und sie setzten durch, daß er den alten Königsnamen Örund führt, solange er lebt. Es muß eben der König, bis in seinen Namen hinein, in althergebrachter Weise der Amtmann der Gottheit sein; darin erfüllt sich seine magische Seite.

Der Dänenkönig muß auf der Reise das wogende Getreide berühren mit seiner Hand, damit die Ernte gut werde. Unter keinem König in Norwegen, heißt es, waren so fruchtbare Jahre gewesen wie unter König Halfdan. Da ertrank er vierzigjährig im Eis. 'Soviel hielten die Leute seiner Gaue von ihm, daß jeder Gau ihn in seinem Boden begraben wollte. Sie glaubten, wenn sie den Toten bekämen, Aussicht auf ein fruchtbares Jahr zu haben.' Da zerteilten sie schließlich den Leichnam. Das Haupt wurde in Ringerike beigesetzt, und von den andern Gauen nahm jeder sein Teil mit heim und

setzte ihn bei sich im Hügel bei. Alle diese Gräber nannte man dann Halfdanhügel. — So der Bericht, man versteht, daß sich hier eine Brücke zum Reliquienglauben schlägt.

Widrige Winde hindern die Weiterfahrt des mythischen Norwegerkönigs Vikar mit seiner Flotte. Man will die Götter durch das Königsopfer versöhnen, aber da diesen Vikar seine Leute sehr lieben, wollen sie nur ein Scheinopfer bringen. Doch das leichte Weidenband wirkt wie eine Drahtschlinge und erdrosselt den König. Oder der Rohrstengel, mit dem er berührt werden sollte, wird zum Speer und ersticht ihn. Oder der Odinsheld Starkad tritt auf, erwürgt und erschlägt verräterischerweise den König. Gräßlich, unheimlich, schicksaltragödienhaft ist der Schein plötzlich zur Wirklichkeit geworden; der Gott wollte eben das Opfer des Verantwortlichen, den Schein lehnte er ab und sendet erst danach den günstigen Fahrwind. — Nehmen wir nur noch ein Beispiel für die Heilkraft des Königs!

Der Gefolgsmann Egill stand nicht mehr gut mit seinem Herrn, König Olaf Helgi. Egill lag schwerkrank auf dem Schiff. Als er den König aufs Schiff kommen sah, grüßte er ihn ehrerbietig, aber der König erwiderte seinen Gruß nicht. Da sagte Egill: 'Ich möchte euch bitten, Herr, legt eure Hand auf meine Brust; dadurch erhoffe ich Besserung für mich, wenn ich auch eurer Gnade nicht wert bin.' Da war der König, heißt es, doch sehr ergriffen, wie man zu sehen glaubte. Er hielt ein Linnentuch vor seine Augen, legte dem Egill die Hand auf die Brust und sprach: 'Das muß man sagen, ein gar tapftrer Mann bist du doch.' Es heißt auch, daß bei der Berührung des Königs das Leiden sich sofort linderte. Der König ging nun fort, Egill aber besserte sich von Stunde zu Stunde. Ja, es kam so weit, daß er wieder ganz gesund ward. — Wir sehen, das Berühren mit der Hand des Königs: so dem Kranken wie dem Getreide bringt es Segen. Es ist auch überliefert, daß der Brunnen, in dem der König sich wusch, krankes Vieh gesund macht, wenn es daraus trinkt. — Es ist klar, daß sich von hier leicht eine Brücke zum Heiligenglauben schlägt, aber auch daß bei Olaf Helgi der christliche Heiligenglaube direkt noch nicht vorliegt. Doch bei ihm, der das Christentum so eifrig förderte und wirklich ein kirchlicher Heiliger wurde, scheint diese Brücke sehr ausgenutzt worden zu sein, erst von seinen Freunden, nach seinem Tode auch von seinen ehemaligen Gegnern, als sie sich in ihren politischen Erwartungen vom englisch-dänischen Knut getäuscht sehen mußten. Sie konnten zwar den toten König Olaf nicht wieder lebendig machen, aber sie propagierten nun mit ihm und den Heilswundern, die von ihm ausgegangen waren, einen national-norwegischen, königlich-christlichen Heiligenkult, der erfolgreich verlief.

Wir werden verstehn: diese magische Seite ist nichts als ein starker Ausdruck für das fromme Gefühl, daß der König überhaupt eine völkische Kraftquelle sei. Aus bester völkischer Kernsubstanz zum Königtum berufen, war er der Amtmann des Volkes, wie er der Amtmann des Gottes war. Und ist nicht letzten Endes beides dasselbe? Wenn jedes Volkstum wirklich ein Gedanke Gottes ist, wird dann nicht der königliche Volksamtman zugleich der natürliche Amtmann Gottes sein? Und muß nicht umgekehrt ein so völkischer

Amtmann Gottes für sein Volk unmittelbar zu einer Kraftquelle werden, die sich dem frommen empfänglichen Sinn dann gradezu magisch äußert?

Es kann nun hier nicht mehr davon gesprochen werden, wie dieser altgermanische Königsbegriff, sowohl in seiner politischen wie in seiner magischen Seite, fortwirkt bis ins hohe Mittelalter und wie erst die Zeit von Cluny, Hirsau und des Investiturstreits sich letzten Endes gegen ihn richtet. Daß die *principes* und *reges* nicht mehr zugleich die Herren des Religiösen sind, dies zu verhindern und damit ein weiteres germanisches Erbe zu tilgen, ist im tiefsten Grunde das Ziel dieser Reformzeit gewesen. Bis dahin — zeit- und stellenweise auch darüber hinaus — beanspruchte der altfreie Adel in Deutschland seine bestimmte Vorherrschaft so in der christlichen Kirche wie einst im heidnischen Kultus. Und in den großen Klöstern lebte ein hochadlig-königliches Mönchtum, das die evangelische Gleichheit aller Menschen trotz der Benediktinerregel so ablehnte wie die völlige Armut, das sich Ministerialen und Hofämter hielt, wie nur eben die *principes* und *reges* das pflegten, und das noch ein auffallend nahes Verhältnis zu den Stoffen der germanischen Dichtung besaß. So hatte sich aus ganz altdeutsch-germanischer Denkart jene bekannte, sehr eigenartige Form der deutschen Urkirche ergeben, über die einst Aloys Schulte in seinem hervorragenden Buche 'Adel und Kirche' gehandelt hat und der noch bis in unsere Tage hinein die schon erwähnte Erscheinung unserer Eigenkirche entstammte. Es war damals durchaus selbstverständlich, daß die Könige auch in rein kirchliche, ja theologische Dinge eingriffen, daß sie Domherren waren oder daß sie, wie Karl, sogar zu Äbten sich machten. Wir müssen das vom Germanischen her verstehen; jene Reform aber brach aus dem Romanischen zu uns herein. Karls Unwille darüber, daß der Papst es war, der ihm die Krone aufsetzte, und nicht er selbst ihm hatte zuvorkommen können, sah den ganz ungermanischen Dualismus der Reformzeit und gewissermaßen schon den Gang nach Canossa voraus. Wir können hier auch nicht mehr davon sprechen, wie die hundert Jahre Staufertum doch zu kurz waren, um das Rad um 360 Grade zurückzudrehn; sie waren im übrigen wieder so reich wie nur möglich an *principes* und *reges* nach germanischer Art, auch solchen geistlichen Amtes. Ja in der hohenstaufischen Dichtung wenigstens, nämlich bei Wolfram von Eschenbach im 'Parzival', konnte sogar vollständig das uralte Herrscher- und Gefolgsherrnbild in allen seinen Seiten und weit jenseits des französischen Originals von neuem erscheinen, so daß wir endlich mit den Sätzen schließen können, die schon 1908 Friedrich Vogt in seiner Marburger Festrede über das 'Königs- und Kaiserideal in der deutschen Dichtung des Mittelalters' grade diesem Gedanken gewidmet hat, wenn er sagt: 'In derselben Zeit, wo im Streite zwischen Philipp und Otto zugleich weltliche und kirchliche Macht miteinander rangen, gestaltet Wolfram von Eschenbach die Überlieferung vom Gral und seinen Beherrschern zu dem Bilde eines Idealkönigtums aus, welches weltliches und geistliches Leben zu höchster Vollkommenheit vereint, ohne jede kirchliche Vermittlung unmittelbar von Gott seine Weisungen erhält, bestimmend in die Geschicke der christlichen Länder eingreift und die alte Kaiseraufgabe des Kampfes gegen die Heidenschaft an der Spitze seiner gotterwählten Ritterschar erfüllt.'